



# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Dienstag, 3. August

1926.

(3. Fortsetzung.)

## Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Was war an dem Tage geschehen, als die Gräfin über den Schlaganfall für immer verstummt war? Hatten sich in ihrem Zimmer Dinge zugetragen und Leidenschaften befehdet, die in irgendeinem dunklen Zusammenhang mit der Tat standen, deren Aufklärung seine Pflicht und seine Sorge war? Während er sich noch das Hirn zermarterte, um irgendeine Spur zu finden, die aus diesem Wirral führen konnte, bemerkte er plötzlich unten am Rand eines geradlinigen Parkweges eine hastig ausschreitende Person. — Baron Rolf! — Er glaubte die gescheide, hohe Gestalt deutlich zu erkennen. — Wohin ging der Baron mitten in der Nacht? Hatte auch ihn die Erregung wacherhalten? Sogte auch er in der Kühle der herrlichen Sommernacht Beruhigung? — Nahm ihm der Schmerz um den Tod seiner Braut, der schönen Hedi, die so gut wie seine Braut war, Schlummer und Ruhe? — Plötzlich verschwand die Gestalt im Dunkel einer Sträuchergruppe. Der Richter lauschte angespannt, ob er den Schritt des einsamen Nachtwandlers weiter vernehmen könnte. Nichts! Und doch — jetzt kamen wieder Geräusche aus dem Park zu dem stummen Beobachter heraus. — Flüsternde Stimmen waren es. Erst konnte der Rat längere Zeit die gedämpften Töne nicht unterscheiden. Dann schien sich ihm von der dunkleren Stimme des Mannes ein hellerer, heisiger Klang abzuheben. Jetzt, mit dem Gespür bereit mehr vertraut, erkannte er deutlich den Unterschied. Kurz gemessene Worte des Mannes, dann überstürzte, heftige, werbende, drohende Fraueneden, die glühend wie der gestorbene Sonnentag durch die stille, frische, heitere Luft flogen.

Man hörte den Kies knirschen.

Der Richter, der sich allmählich in das Erlebnis vergrub, konnte sich vorstellen, daß die Frau, die da unten den älteren Mann bedrängte, nun im äußersten Ansturm sich vor ihm auf die Knie warf, mit ihren klammernden Händen ihn umfaßte und so mit Leib und Seele seinen Willen beugen wollte.

Plötzlich erscholl ein heftiger, dumpfer Ruf, der den Lauscher empörte. Es hatte fast geklungen wie der wütende Notschrei eines wilden Tieres, das niedergerannt wurde.

Dann kam der Mann mit raschen Schritten aus dem Buschwerk gegen das Schloß her.

Er ging, ohne auf den Lärm seiner schnellen Bewegungen zu achten, wie ein Mensch, der noch ganz von einem gewaltigen Wollen erfüllt ist. Sein Kopf war vorgebeugt. Die Arme preßten sich halbgekrümmt an den Körper. Die Hände schienen geballt.

Erst nahe vor dem Schloß hielt Baron Rolf an und seine Blicke flogen über die Fensterreihen. Der Richter stand völlig im Schatten. In ihm tobte eine mächtige Erregung. Was er da gehört und gesehen, gab ihm neue Rätsel auf. Handelte es sich um ein Liebesabenteuer des Barons mit irgendeiner fremden Frau, der sein brutaler Wille eine flehende Bitte abgeschlagen hatte?

Oder stand dieser geheimnisvolle Vorgang in Zusammenhang mit dem Ganzen? War Rolf an dem

Mord beteiligt und kämpfte hier in der Stille der Nacht gegen eine Mitwisserin seiner Schuld?

Der Richter schüttelte unwillig den Kopf, wieder mischte sich seine regsame Phantasie in die kühlen Gedankengänge nüchternster Logik. Und doch! Er wurde den Verdacht nicht los und trug ihn hinüber in seinen Schlaf, der ihm durch den halberstöckten Schrei gestört wurde, den er im Garten gehört hatte und nun immer und immer wieder zu vernehmen glaubte. Seit langem zum erstenmal war es ihm nicht gelungen, die Erregungen des Berufs von den Stunden der Krafteerneuerung wegzuhalten.

Ein gottbegnadeter Morgen folgte, an den Sonne und Natur Licht, Wärme und Farben verschwendeten. Die Berge standen im klaren Himmel wie Hochburgen des Glückes.

Rat Dr. Thomas trug den immer noch etwas schweren Kopf in das Tal hinaus gegen das Dorf hinunter, das still und leer war. Denn die Landleute nutzten den spendenden Tag auf dem Felde. Gigantenhände hatten einst im Übermut der Weltzertrümmerung einen Riesenfelsblock hier mitten ins ebene Land geschleudert, wo er hinter dem behäbigen Dorf aufstieg wie ein Riegel, der die Wohlhabenheit von der Armut abgrenzte. — Jenseits des Blocks war eine rauhige Hütte in ihn hineingebaut, so morsch, verwittert und verräuchert, als hing sie hier seit Jahrhunderten, anslüssig, ob sie eines Tages jäh zusammenbrechen oder langsam in ihr eigenes Elend verchrumpfen sollte. Der bläuliche Frühstückstrauch, der trug aus dem Schornstein trok, wand sich auch neben diesem in schlängelnden Adern durch das zermürbte Dach. Vor dem Häuschen krabbelten drei schmuhige, halbnackte Kinder durchs Gras. Eine bleiche, kleine Frau saß auf einem Holzbloc bei ihnen und schälte Kartoffeln. Sie hatte trüb geweinte Augen und ein von Not und Jammer willenslos gehärmtes Gesicht, das einmal sehr schön gewesen sein möchte. Denn noch lagen weiche, seine Linien um den herben Mund und über den bläßen Brauen.

Hier hatte der Taglöhner Hies Trullacher gehaust, wie man dem Richter im Dorfe mitgeteilt hatte.

Seine Frau, seine Kinder waren das verlassene Häuschen Menschheit da.

„Wo ist Euer Mann?“ fragte Dr. Thomas und blieb stehen.

Die Frau blickte müde auf und sagte ohne Klang und Leidenschaft: „Sie haben ihn fort.“

„Warum?“

„Ich weiß nicht“, antwortete sie. „Ich weiß gar nichts. Ich habe noch nie etwas gewußt.“

„Ihr ganzes elendes Sklavenleid lag in den Worten. Da trat eine zweite unter die Tür, die ihr schwesternlich ähnlich sah und doch weltverschieden von ihr war.

„Jünger, größer, dunkler, sehnig, von einer kraftvollen Anmut, wilden Lebenstroß in den flammenden Augen, stand sie feindselig vor dem windischen Türrahmen und rief herrisch: „Läß dich nicht ausfragen, Sesa!“

Dr. Thomas hatte einen Blick für Schönheit. Dr. scharfschnittene, leidenschaftliche Kopf, der da über einem wohlgeformten Körper aus dem schwarzen Kleid aufstieg, fesselte ihn durch die zuckende Sprache des bleichen Gesichts und das sprühende Feuer der ungewöhnlich belebten Augen.

Da sah er, daß sie über der rechten Braue eine schwelende Verfärbung trug — wie von einem heftigen Stoß oder Schlag. Und es war ihm, als erinnere ihn die Stimme an das Gesäusel nachts und an den plötzlichen wütenden Schmerzensschrei.

Er zweifelte nicht mehr, daß er hier jene vor sich hatte, die mit Baron Rolf auf der Bank in dem Buschhügel zusammengewesen.

Das heiße Gesäß paßte so ganz, wie es aussah, zu dem erlauchten Geschehen — darüber hinaus auch in einen Kreis von Leidenschaften, aus dem plötzlich eine mörderische Kugel schnellte.

Hier lag eines der Geheimnisse verankert, die den Mord an Hedi von Klammek verbargen.

Der Richter war sich dessen in den wenigen Sekunden gewiß geworden, während er das Mädchen betrachtete.

„Ich will niemand ausfragen“, sagte er ernst und blickte ihr ins Gesicht, „wenigstens hier nicht!“

Um ihren Mund zuckte es verächtlich. „Sie sind doch der Richter, der seit gestern auf dem Schloße ist?“

„Der bin ich.“

„Was suchen Sie denn hier? Sie haben schon den Mann meiner Schwester fortgeholt. Wollen Sie meine Schwester auch noch holen?“

„Ich habe dazu jetzt keinen Anlaß. Sie selbst interessieren mich mehr.“

„Ich?“ Er merkte, daß sie nun doch erschrocken.

Sein Blick ging nach der Verletzung, die sie über dem Auge trug. Sie fühlte das, und ihre Hand zuckte empor, als wolle sie das Mal der nächtlichen Stunde verdecken. Eine wilde Angst lag in ihren Mienen.

„Ich habe nichts mit der Sache zu tun“, stieß sie hervor.

Sie sprach städtisch — ganz anders wie ihre bodenständige Schwester.

Dr. Thomas schwieg und schaute sie an.

„Glauben Sie das nicht?“ sagte sie beinahe heftig. Er dachte, daß sie so, wie sie vor ihm stand, weit besser in das Schloß als vor die verfallene Hütte paßte. Es war etwas Herrisches in ihr. „Ich glaube Ihnen nicht“, antwortete er ruhig.

Da stieß sie einen höhnischen Laut aus. „Seja!“ rief sie. „Hörst du, er glaubt mir nicht.“ Dann warf sie einen unruhigen Blick über die drei Kinder und das im Elend zusammengeduckte Weib. Sie ging auf ihn zu. „Kommen Sie!“ sagte sie mit einer gewissen Heimlichkeit. „Wir wollen vor das Dorf hinausgehen.“ Wortlos schritten sie nebeneinander her.

Die Tagwerkersfrau schaute auf, als sie die beiden von sich weggehen sah. „Sybill!“ jammerte sie wie ein hilfloses Kind. „Sybill, willst du jetzt auch fort von mir?“

Das Mädchen schaute einen Augenblick den Richter an. Dann sagte sie über die Schulter zurück: „Sei ruhig! Ich komme bald wieder.“ Wie sie so weit in den Wald hineingegangen waren, daß man sie von draußen nicht mehr sehen konnte, blieb sie stehen. „Sie hat gar keine Energie“, begann sie. „Doch man ihr den Mann fortgeholt hat, war ihr Letztes. Ich kann sie jetzt nicht allein lassen.“

„Es verlangt ja niemand, daß Sie Ihre Schwester allein lassen sollen.“

„Doch! Sie verlangen es.“

„Ich?“

„Ja, Sie! Sie wollen mich auch holen.“

„Sind Sie denn an dem Mord beteiligt?“

„Ich . . . nein!“

„Woher haben Sie denn die Beule über der Stirn?“ Er stellte die Frage schnell und unvermittelt und hatte damit die erzielte Wirkung.

Sie fuhr nun tatsächlich mit der Hand nach der Stirn, und wieder zuckte ihr Gesicht von einem wilden Schmerz. „Ich kann Ihnen das nicht sagen.“

„Dann will ich es Ihnen sagen“, antwortete er. „Baron Rolf hat Sie heute nacht auf der Parkbank zu Boden geschlagen.“

„Wissen Sie das von ihm?“ Sie stieß es in zornigem Weh heraus, merkte sofort, daß sie sich verraten hatte und starrte den Richter in stummer Erbitterung an.

„Nein! Ich weiß es nicht von ihm.“

„Wer hat Ihnen dann das Märchen aufgebunden?“ Sie hatte sich sehr rasch gefaßt und lächelte spöttisch, bei nahe übermüdet.

„Wenn es ein Märchen wäre“, entgegnete Dr. Thomas ernst, ohne sie aus dem Auge zu lassen, „dann wären Sie nicht darüber erschrocken. Warum hat er Sie niedergeschlagen?“

Sie regte sich nicht.

„Er scheint ein sehr gewalttätiger Mann zu sein“, fuhr der Richter langsam und jedes Wort betonend fort. „Man könnte ihm beinahe trauen, daß er einen Menschen zu töten vermöchte . . . einen Menschen, der ihm im Wege steht und vielleicht noch irgendwem.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der hohe Sommersitz.

Von Erich K. Schmidt (Berlin).

Der alte Geheimrat aus Leipzig trod mit seinen Gichtbünden zwischen den brüchigen Mauern umher; er stand staunend und ergriffen vor dem hohen gespaltenen Turm, der aus der Erde herauswuchs wie ein Baumhaß. Die neuen Scheiben, die er in die Fensterhöhlen der bewohnten Räume hatte einsetzen lassen, blickten wohnlich im Strahl der Sommersonne auf. Mühselig war, aber glücklich über den romantischen Zauber der Ruine, stieg er zu den Räumen empor, die nach seinem Willen eingerichtet waren. Im Erkersimmer, das den Blick weit über Tal und Hügelfetten schweifen ließ, würde er diese Sommertage verträumen wie ein Erdbeeteiter. Weder Freunde noch Fremde würden ihn stören — der alte Diener, der im Turm hauste, hatte bartlos Befehl, niemand in das Burgparadies hineinzulassen.

Glückliche Idee, diesen hochgelegenen Steinbauen zu mieten, zu dem die Menschen, die im Bahnhof durch das blühende Tal sausten, aufsuchten mit der Ehrfurcht des Nachkommens, dem sich die Wahrzeichen vergangener Geschlechter offenbarten! Göttliche Stille, die einen hier oben mit Mutterarmen umfängt nach Tagen rauschenden, knechtenden Leben! Wie ibn alle Bekannten um den hohen Sitz seiner heiteren Einsamkeit beneiden würden!

Der alte Geheimrat aus Leipzig, romantisch veranlagt obnebin, ließ seinen Blick durch die Taltiefe wandern, in der die Eisenbahn spielzeughaft hinglitt wie eine dünne Schlange; über den Fluß, der in ruhigen Windungen silbrig durch das Saftgrün junger Weien trod; über die Laubwälder, die graublau in der Ferne anstiegen auf schrägen Hügelflanken, sich verwoben mit dem Fahrgelb lähler Bergpartien; über die Wellenlinie des Horizontes, die verwischt und flimmernd, ungewiß am weißen Himmel hing.

Groß und andächtig wurde sein Auge beim Anblick der gnadenvollen Sonne, die ihr Licht in goldenen Fluten über Burg und Tiefen, über Fluß und Hügelsbreiten fließen ließ — und über die roten winzigen Giebeldächer hingestreuter Haushäuschen, die sich da unten Dörfer und Städte nannten.

Romantisch veranlagt obnebin, sah er visionär die Träume früherer Tage sich erfüllen. Dieser Sommer würde einem stillbesonnenen Paradiese gleichen — nahe unter blauem Himmel.

Unter blauem Himmel. . . . Es wurde Nacht . . . und, nach langem Starren in die Sterne, ließ sich der Geheimrat entkleiden und legte sich mit wohligem Gefühl zu Bett.

Die Menschen, die der Tag von ihm fern hielt, drängten sich nun in seine Träume und hielten Zwiesprache mit dem glücklichen Burgherrn. Doch sie tanzen marionettenhaft vor seinen Augen, an Schnüren, die er selbst in den Händen hielt, und sie verschwanden, sobald er es wünschte. Da zwischen aber erschienen Schuppenritter mit funkelnden Spießen; Ritterräulein in weißen schleppenden Kleidern tauchten auf und machten vor ihm tiefe Verbeugungen, die Hände zierlich auf die Brust gelegt.

Doch plötzlich zeigte der eine Ritter ein ersgrimmiges Gesicht, hob den weißen Speer in seiner Hand und schleuderte ihn gegen des Träumenden Stirn. Unter wütendem Gepolter und Geschrei. . . . Entsetzt fuhr der Schläfer empor.

Sein Blick sprang gegen das unverhüllte Fenster, aber kein Schimmer erhellte das Gemach. Wie ein schwarzer Block lag die Nacht vor den Scheiben, bis sie jäh aerriss, ein Blitzstrahl züngelte bläulich herab, und der Donner tönte trüchend über das alte Gemäuer.

Der alte Geheimrat aus Leipzig, der beim Leuchtfeuer des Blitzes wie ein Geistwesen rechtwinklig in seinem Bett lag, das lange Haar gesträubt, versank von neuem in schwarzer Nacht. Aber ehe er seiner Sinne mächtig wurde, zuckte ein neuer Blitz am Fenster vorbei, der die Wolken wie eine scharfe Klinge zerschnitt; und hinter ihm schwang sich ein donnerndes Getöse quer über den Himmel, so daß der Mörtel an den Wänden herabrieselte, während Stücke von Steinen aus den Turmwänden brachen und niederrollten.

Kalt vor Grauen fuhr der Geheimrat in seine Kleider — wo blieb nur der Diener? — und entsündete die armfeligie Kerze, die einen schwachen kleinen Lichtkreis um sich zog.

Er zog die Tür auf und hemmte sich dabei krampfhaft, die Weste über die Beine zu zerrn, schrie ins Turmdunst hinein wie ein Wilder: „Johann, hallo! Johann!“, zog, als keine Antwort kam, die Weste wieder von den Knieen und streifte sie, in plötzlicher Erkenntnis, über Arme und Schultern.

Das Licht eines heftigen Kugelblitzes flackerte ins Zimmer hinein, ließ die Kerze zu einem fahlen Funken zusammenschrumpfen und zog einen zollkommenhaften Donner mit elementarer Gewalt auf das Burggemäuer nieder.

Der Geheimrat nahm, mit fahlbleichem Gesicht, Hut und Paletot und stürzte, sichtbefreit, in das violettschwarze Dunkel der Turmtreppe hinab. Auf der untersten Stufe stieß er an menschliches Gebein — es war sein Diener, der dort mit getrümmten Gliedern lag.

„Herr Geheimrat!“ jammerte er, „was für ein entsetzliches Unwetter! Ich bin längst tot.“

Er schrie auf, denn ein wildgezarter Blitz fuhr, mit dem Donner zusammen, irgendwo in die Mauern. Die Ruine wadete wie bei einem Erdbeben.

Da schlug der Geheimrat die Tür auf, die zum Burghof führte, zog das Tor zurück, das auf die Brücke führte, und jagte über sie hin, als sei ihm der Teufel auf den Fersen. Die Haare standen ihm zu Berge, er wagte nicht, sich umzusehen.

Von Blitzes hell umflammt, stürzte er auf gewundenen Wegen hinunter ins schürende Tal. Aber noch ehe er's erreichte, setzte dichter Regen ein, und er kam im ersten Dorfwirtshaus an wie eine Wasserleiche. Unerbittlich ließ er den erschrockenen Wirt die Pferde vor den Wagen spannen. Und dann, bei regendem Regen, unter lobsamen Blitz und dröhndem Donner, fuhr der romantische Geheimrat mit geschlossenen Augen bis nach Leipzig.

Am nächsten Tag ließ er den Diener und seine Sachen von der Burg abholen.

Die Ruine ist wieder zu vermieten!

## Virginia.

Ein schlichter Lebenslauf.

Von Wilhelm Herbert.

Als der Decemvir Appius Claudius die Unschuld der römischen Jungfrau Virginia bedrohte, wurde diese von ihrem eigenen Vater getötet . . .

Der Vorwurf war es, der das dichterisch veranlagte Gemüt des Studiosen Hippolyt Gabsteiger ganz besonders ergriff. Er trug sich, wenn er abends durch die wintrigen romantischen Gassen seines Heimatstädtchens ging, immer stärker mit dem Gedanken, die edle klassische Jungfrau zu einem fünfzägigen Jamben-Drama zu verarbeiten. Gar oft, wenn der Mond über die Dächer strich und ihre alten Giebel mit Silberaus überzog, schwärzte Hippolyt zu ihnen empor. Ein verliebter Kater, der da oben in unschuldsvoller Weise zwischen den Räminen schritt, wurde ihm zur Helden seiner Tragödie. Er seufzte zu ihm in Versen, die sich zum Teil noch erhalten haben.

„Du edle Maid, der keine andere gleicht,  
Du Inbegriff von Schönheit und Natur,  
Strahlend, rosenwangig, Racht im Haar  
Und alles hohen Tempel in der Seele . . .“

So begann der erste Monolog des stolzen Jünglings Tullius, der in heißer heimlicher Liebe für Virginia brannte.

Erhalten sind diese schönen Verse in einem Alt des Rectorats der Heimatstadt Hippolyt.

Und das kam also:

Der junge Dichter, der nach einer Verlängerung seines Ideals suchte, fand diese plötzlich in der ersten Tanzstunde

in der aus einem auswärtigen Institut aufgeblüht zurückgekehrten Tochter seines Rectors. Gretchen hieß sie. Weil dieses ihm aber schon von Goethe im „Faust“ weggedacht worden war, nannte er sie Virginia und vereinigte sie, wie er ihr bei einem heimlichen Stelldichein unter dem alten Rathausbogen vertraute, alle Tugenden, die je ein Weib auf Erden besessen.

Sie war entzückt von dieser Vereinigung und schwor ihm ewige Liebe und Treue.

Der Pedell des Gymnasiums aber, der die Schwärmerei belauscht hatte, hinterbrachte sie ihrem Vater. Der Rector überraschte Gretchen-Virginia beim Lesen des ersten Altes von Hippolyts Drama. Die Katastrophe brach über beide Liebende herein. Wahr ermordete der wadere Schuhmann seine Tochter nicht wie jener klassische Vater, aber er gab ihr wider seine sonstigen Geslogenheiten eine kraftige Ohrfeige, die sie aus allen Himmeln riss und vom klassischen Altertum wieder einigermaßen in die rauhe Wirklichkeit zurückführte.

Hippolyt hingegen wurde am nächsten Morgen vor den Leiter der Anstalt gerufen, erhielt drei Stunden Karzer und blieb nur wegen seines guten Leumunds und des anerkennenswerten Talents seiner Verse vor Schlimmerem bewahrt.

Schwer und lang nagte ihm das Mißgeschick seiner ersten jungen Liebe am Herzen. Erst wollte er es dem spätesten Nachwelt in dem begonnenen Drama bewahren. Dann aber, als ihn Gretchen-Virginia durch ihren Vetter, seinen besten Freund, ansleben ließ, ihr süßes und leider so früh verratenes Geheimnis nicht durch Vollendung der Tragödie vor der gesamten Um- und Mitwelt preiszugeben, da verschloß er den Gedanken in seiner tiefsten Seele und trat einem Turnklub bei, um durch Stemmen, Klettern und andere Leibesübungen den heftigen inneren Schmerz einigermaßen auszugleichen . . .

Noch einmal brach die alte Wunde auf, als einige Jahre später — er war da schon auf der Hochschule — die Nachricht zu ihm drang, Gretchen-Virginia habe sich mit dem ersten Kaufmann des Heimatstädtchens verehelicht.

Damals schrieb Hippolyt noch ein Gedicht über sie, das mit den Versen endete:

„So leb' denn wohl, Du allertraut'ste Blüte,  
Die meinem ersten Frühling hold entsproß!  
Steigst Du vom Kapitol zur Zuckertüte,  
Ich wahre trotzdem Deiner reinen Güte  
Die Treu', mit der ich einst Dein Bild umschloß.“

Dieses Gedicht bekam niemand zu lesen als seine Mietwirtin, die es auffällig auf dem Schreibtisch stand und damit das Feuer zum Abendessen anzündete.

So ging Virginia in Flammen auf.

„Viele, viele Jahre verstrichen. Schier ein Menschenalter hatte Hippolyt von seiner Heimat ferngehalten. Er war in Städten und Ländern gewesen und hatte Schnee auf Haar und Bart, als er eines Tages, von alter Sehnsucht getrieben, wieder durch das Rathausstor zog, unter dem einst Virginias holden Eid geliebt worden war.“

Da fiel sie ihm ein und er erinnerte sich plötzlich, daß sie die Gattin des Kaufmanns geworden, der auf dem Marktplatz neben dem Rathaus sein Geschäft hatte.

Ein Blick hinüber — die beiden freundlichen Schaufenster leuchteten traut in den Abend. Es zog ihn hin. Bürgerliches Behagen und der anheimelnde Duft verschwiegener Kolonialwaren füllte den sauberen, von Wohlstand zeugenden Raum.

Auf den ersten Blick — nein, auf den zweiten erkannte er in der angegrauten ebbäubigen Dame hinter dem Ladentisch sie — ach, sie

Sie aber erkannte ihn nicht mehr.

„Was hätte der Herr gewünscht?“ fragte sie freundlich.

„Eine“ — stammelte er — „eine Virginia!“

Sie ahnte nicht das Doppelspiel des Wortes, das ihm die Besangenheit des Wiedersehens auf die Lippen drängte. Man versteht ja unter dem edlen Römernamen zugleich auch jene langen, dünnen, strohhalmdurchzogenen Zigarren, die besonders in Österreich und im deutschen Süden beliebt sind.

„Ahso!“ sagte sie und lächelte. „Ein Rabenschwanzl meint der Herr! Hier, bitte!“

„Rabenschwanzl — Rabenschwanzl . . .“

Er stand schon längst wieder auf der Straße und hieß wie geistesabwesend die Zigarette in der Hand, bis ihm einfiel, daß man dieser wegen ihrer Gestalt den eben gesprochenen volkstümlichen Namen gab.

Aber trotz alles! Es stach ihm in die Seele. O Wandel der Zeiten! Versichte des Lebens!

Er zündete die Zigarette an und ging schweren Schrittes den Marktplatz hinauf.

Aus seiner Virginia war ein „Rabenschwanzl“ geworden,

## Ich habe keine Zeit!

Ein Frauenwort und seine Bedeutung.

Es ist eine oft gehörte Klage, dieser Satz, und er kommt am häufigsten von Frauensuppen.

„Ich habe keine Zeit!“ sagt die Mutter ungeduldig, wenn die Kinder mit Anliegen und Fragen kommen. „Ich habe keine Zeit!“ erwidert die Gattin, wenn der Ehegefährte sie bittet, mit ihm einen Spaziergang zu machen oder sonst eine Stunde nur ihm allein zu widmen. „Ich habe keine Zeit!“ heißt es, wenn man Frauen fragt, ob sie dies oder jenes Buch gelesen; diesen oder jenen Vortrag gehört oder diese und jene Veranstaltung besucht haben.

Unsere Museen, Kunstsammlungen und historischen Stätten besuchen wir in unserer überwiegenden Mehrzahl nur dann, wenn wir – Besuch haben, bei dem wir führen müssen, und dann eilen wir im Geschwindschritt durch die Straßen und Säle und sind dann stolz, was wir alles in der kurzen Zeit „beschafft“ haben. Das Erleben ist bei solcher Art der Betrachtung freilich gleich Null, aber wenn uns jemand auf das Törichte und Zwecklose dieses Tuns aufmerksam machen und vorschlagen wollte, daß wir öfter geben, uns vertieftes sollten, dann würden wir ihm förmlich entzweit antworten: „Dazu habe ich keine Zeit!“

Am häufigsten aber findet man diesen Einwand, wenn man versucht Frauen für Fragen der Allgemeinheit, für soziale Gültigkeit und dergl. zu interessieren. Es ist erstaunlich zu hören, welche Fülle von Abwehrgründen sie in solchem Falle haben. Da ist die Wäsche und die Schneiderei... man muß Einkäufe machen... Na, und man hat so viele gesellige Verpflichtungen! Man kann sich wirklich nicht binden und sich nichts vornehmen – und hat man wirklich einmal nichts vor; dann ist man natürlich viel zu müde und abgehetzt, um sich noch für etwas anderes, als die eigenen Angelegenheiten zu interessieren! Man hat eben wirklich keine Zeit...

Fühlen wir Frauen nicht, wie vieler Werte wir uns selber berauben und welches Armutzeugnis wir uns selber ausstellen mit diesem ewigen: „Ich habe keine Zeit!“ –? Es sei zugegeben, daß die Durchschnittsfrau ihr gerüttelt Mäh an Arbeit zu bewältigen hat. Zusagen ist auch, daß ihre Nerven und damit ihre Frische und Unternehmungslust unverhältnismäßig schnell verbraucht werden durch all die wirtschaftlichen Nöte der Zeitzeit samt ihren Folgen... Aber, hand aufs Herz, ihr Schwestern, und unter uns: Vergeuden wir nicht auch viel unserer kostbaren Zeit?

Beretteln wir uns nicht oft in Kleinigkeiten? Arbeiten wir nicht vielfach aus der typischen Scheu der Frau vorm Neuen unrationell in althergebrachter Weise, anstatt uns in unserem Fach fortzubilden, uns zeit- und materialsparende neue Arbeitsmethoden anzueignen und so Zeit freizubekommen? Verbringen wir nicht manche Bierlei, Halbe- und selbst volle Stunden mit leichter Augenblidslektüre, mit siellosem Herumtödeln, mit oberflächlichem Veranügen und mit leerem Gerede? Wenn wir unsere Tage und unser Tun durchforsten, ohne uns selber zu betrügen, dann wird unser Gewissen viele dieser Fragen bejahen!

Gewiß, man kann nicht immer mit Hochspannung arbeiten – man braucht auch Abspannung, Erholung und Erfrischung. Aber all dies läßt sich ermöglichen und vereinigen, und man kann trotzdem noch Zeit übrig haben, wenn man nur will!

Das aber ist es: Hier handelt es sich um eine Willensfrage, und der Wille läßt sich nicht erzwingen. Er muß aus dem Menschen selber kommen, geweckt durch Begeisterung! Wenn wir nur erst einmal durch irgend welche Umstände, sei es durch Tagungen, sei es durch Bücher oder Zeitungen, sei es durch persönlichen Einfluß unserer Geschlechtsgenossinnen Einblicke bekommen in Frauenarbeit und Frauenstreben, in die Größe und Mannigfaltigkeit der Aufgaben, deren Lösung zum Heile des Volksganzen gerade von der Frau erhofft und verlangt wird! Wenn wir doch nur erst einmal erfahren, was es eigentlich bedeutet: eine Frau zu sein! Dann würde in uns der Wille wach werden, nicht mehr abseits zu stehen, sondern über unsere persönlichen Interessen hinaus mitzuführen, mitzudenken und mitzuarbeiten mit den Schwestern, die uns vorangehen!

Möchte recht vielen von uns und recht bald dieses ihr Damastus kommen – dann werden wir mit Staunen eines Tages entdecken, wie viel Zeit wir haben und welche tiefinnere Befriedigung uns aus unserer gut angewandten Zeit erwächst!

Käthe Brustat-Schneidermann.

## Das einzige Kind.

Auch ein Erziehungsproblem.

Einzige Kinder sind nicht nur in körperlicher Hinsicht meist Sorgenkinder; auch ihre Erziehung ist schwieriger als die jener Kinder, welche Geschwister haben. Sind mehrere Kinder in einer Familie, so lernt eins vom anderen; jeder muß sich anpassen und doch auch gleichzeitig sich behaupten lernen, und das ist eine unschätzbare Vorschule für das Leben. Die Selbstständigkeit wie auch das Gemeinschaftsgefühl werden in einer zahlreich bevölkerten Kinderstube früher entwickelt, und es ist wissenschaftlich und statistisch festgestellt, daß Kinder aus kinderreichen Familien sowohl seelisch als körperlich viel widerstandsfähiger sind als verwöhnte „Einzige“. Die Geschichte zeigt uns, daß die meisten unserer berühmten Dichter, Denker, Staatsmänner usw. aus kinderreicher Familie, oft sogar aus recht ärmerlichen Verhältnissen stammen.

Das einzige Kind neigt zum Egoismus und zur Eigenbröderlei, wie auch zur Mittellosigkeit und Unkindlichkeit, die meist durch seinen überwiegenden Umgang mit Erwachsenen verursacht wird. Vor den Gefahren, die hieraus erwachsen, kann man es am besten hüten, indem man ihm Geschwister gibt, und die Eltern, die aus Bequemlichkeit oder in dem Wunsche, dem Einzigen nur ja ein recht großes Erbteil ungeschmälert hinterlassen zu können, sich bewußt und mit Willen auf nur ein Kind beschränken, sollten sich einmal klar darüber werden, daß sie nicht nur einen Rechenfehler begehen, sondern auch ihrem Kinde schweres Unrecht tun bzw. es schädigen. Nachweislich sind die Erben großer Vermögen spätestens in der dritten Generation entartet, und selbst, wo dies nicht der Fall ist, sind sie in den seltensten Fällen wirklich glückliche Menschen. Wie aber, wenn sie durch irgend welche Umstände eines Tages ihr Vermögen verlieren und dann, verweichlicht und verwöhnt, dem Lebenskampf ungerüstet gegenüberstehen? Werden sie nicht den bitteren Vorwurf gegen ihre Eltern erheben, daß diese sie falsch erzogen haben?

Wem nach der Geburt eines Kindes weitere Elternfreuden durch wirklich triftige Gründe versagt sind, der kann seinem Kinde keinen größeren Gefallen tun, als daß er es so erzieht, wie er viele Kinder erzogen würde. Läßt das einzige Kind möglichst viel sich unter andere Kinder mischen; läßt vor allen Dingen nie den Glauben in ihm auskommen, als ob es „etwas Besonderes“ sei! Haltet es knapp und gewöhnzt es hart – nur so macht Ihr es tauglich für den Lebenskampf, in dem Ihr es früher oder später doch einmal allein lassen müßt! Nicht Behüten und Händeunterbreiten ist die rechte Erziehung, sondern Schulung zum Selberdenken, Selberhandeln und zur Anspruchslösigkeit in äußeren Dingen. So nur macht Ihr es wirklich frei und unabhängig und bahnt den Weg zum Glück, das Ihr für Euer Kind erlebt! G.

## Kalte Schalen für heiße Sommertage.

**Heidelbeeralttschale.** Die Heidelbeeren werden sorgfältig verlesen, gesäuert und in wenig Wasser gekocht (auf 2 Liter Beeren rechnet man einen halben Liter Wasser). Zum Schlus röhrt man etwas Kartoffelmehl daran und läßt noch ein paar Mal aufkochen, um die Suppe seimiger zu machen. Die Suppe wird dann in den Keller oder aufs Eis gebracht und kalt gegessen. Man kann hierzu geröstete Semmelchen reichen.

**Himbeer- oder Johannisbeeralttschale.** Die Beeren werden sauber verlesen, so lange sie stehen gelassen und überzucker und mit kalter Milch übergossen.

**Himbeeralttschale auf zweite Art.** Die Beeren werden sauber verlesen und etwa die Hälfte von ihnen mit Zucker überstreut und stehen gelassen. Die übrigen streicht man durch ein feines Sieb, vermischte sie mit abgelochtem Wasser (auf ein Liter Beeren rechnet man ein Liter Wasser). Zucker nach Belieben und dem Saft einer Zitrone. Jetzt tut man auch die ganzen Beeren hinein und bringt die Schale an einen kühlen Ort zum Erkalten.

**Milchalttschale (polnische Suppe).** Die Milch (drei Viertel Liter) wird mit etwas Zucker aufgelöst, dann verröhrt man ein Ei (oder mit etwas Wasser und einem Teelöffelchen Kartoffelmehl glatt und quirlt es in die Milch). Inzwischen hat man auch das Weiß von dem Ei zu Schnee geschlagen, Zimt darüber gestreut und nun gießt man die heiße Milch darüber und bringt die Schale zum Abkühlen aufs Eis.